

## „Du, wie war das eigentlich damals?“

„Du Oma, wie hast du eigentlich damals den Opa kennengelernt?“ Diese eine Frage löst bestimmt eine halbe Million Erinnerungen an diesen Tag in mir aus. „So leicht ist das gar nicht zu beantworten“, sinniere ich. Doch dem erwartungsvollen Blick meines Enkels kann ich nur schwer widerstehen. Wir setzen uns unter einen riesigen Baum, so beginne ich zu erzählen. Fest an den Ahornstamm gelehnt, unternehmen wir gemeinsam eine Reise in eine längst vergangene Zeit.

Es war vor „Österreich ist frei“ und nach „Wir waren Hitlers erstes Opfer!“, als ich in einem Café am Klagenfurter-Hauptbahnhof eine Arbeit fand. Es war nicht unbedingt eine besonders inspirierende Arbeit, oder gar eine fantastische, aber es musste Geld verdient werden. Du weißt, wir, meine Großeltern und ich, hatten es damals bitter nötig. Ich schweife ab, oder? Naja egal, da stand ich nun in dem Kaffeehaus. Wie meine Kolleginnen dem Umfeld entsprechend aufgedonnert, wir hatten ja „zu gefallen“ und „hübsch auszusehen“. Es war so wie die letzten paar Wochen extrem heiß und wir waren das einzige Lokal weit und breit, das zumindest ein bisschen gekühlt, sprich klimatisiert war. Kurz gesagt, es war verdammt viel los und gestresst waren wir auch. Zwischen den Zügen hatten wir immer eine kurze Verschnaufpause, da ging es nicht ganz so zu. Der nächste Zug von irgendwo aus Unterkärnten kam aber, untypisch für den Schienenverkehr bei uns, ein paar Minuten zu früh. Das war es dann schon mit der Pause. Die Freude hielt sich in Grenzen. Vorerst. Die Welle an gestressten Männern, die nach Klagenfurt zur Arbeit fuhren, brach gerade über uns herein, als die Zeit still zu stehen schien. Ein Mann, nicht unbedingt groß, kam zur Tür hinein. Nein er *erschien*. Denn er trug nicht so wie der Rest des Einheitsbreis dort einen Mantel und drunter etwas Anzugähnliches, nein, er trug eine Uniform der B-Gendarmerie. Die kennst du wahrscheinlich nicht, euch bringen sie in der Schule aber auch gar nichts mehr bei. Das war sowas wie der Vorläufer des Bundesheers. Dein Opa war gerade auf dem Weg in die Kaserne. Aber zu kühler Luft und einem Kaffee konnte er nicht nein sagen. Ich stand noch immer wie angewurzelt auf der Stelle, als er sich ans Fenster setzte und eine riesige Zeitung vor sich aufschlug. Fantastischer Mann, wirklich. Die Zeit schien schön langsamer wieder normal zu verrinnen. Mir fiel ein, ich arbeite ja hier! Die Chance nutzte ich natürlich und bewegte mich schnellen Schrittes zu ihm. Ich wollte die Bestellung aufnehmen und als er mich sah, sah ich ein Funkeln in seinen Augen, es war Liebe auf den ersten Blick. Klingt etwas klischeehaft, aber ich weiß das. Dein Opa lud mich ein, mich zu ihm zu setzen und das tat ich. Wir redeten miteinander, bis es draußen dunkel wurde, bis sein Zug zurück nach Kühnsdorf kam. Keiner von uns ging an dem Tag zur Arbeit. Ich war zwar dort, aber auch nur physisch. Meinem Chef fiel das natürlich auf. Auf dem zehn Kilometer langen Fußmarsch nach Hause dachte ich nur über deinen Opa nach, die Standpauke des Kaffeehausbesitzers war vergessen.

„Das ist eine nette Geschichte, ja, aber ist das wirklich so passiert? Ich meine, das klingt schon sehr nach einem Rosamunde-Pilcher-Film, meinst du nicht?“, reißt mich mein Enkel aus dem Tagtraum.

„Du hast schon recht, es klingt etwas weit hergeholt und vielleicht sogar ein bisschen unrealistisch, aber glaub mir, genauso ist es passiert. Heuer wären wir schon über sechzig Jahre verheiratet. Glaub mir, es war nicht immer so rosig, romantisch wie damals am Bahnhof.“ Damit gibt sich mein Enkel aber nicht zufrieden: „Du hast ja gesagt, ihr hättet damals kaum Geld gehabt, du hast mir nie erzählt, wieso das so war.“

Kurz vor dem großen Sauhaufen, den Historiker als den „Zweiten Weltkrieg“ bezeichnen, kam ich in Keutschach auf die Welt. Wenn du dort rüber schaust, kannst du sogar mein Geburtshaus sehen. Auf der anderen Straßenseite. Damals aber war das Haus dort drüben noch nicht gelb angemalt und es war auch nicht so schön. Obwohl „schön“ bei dieser Farbe wirklich unter Anführungszeichen zu setzen ist. So viel zum Haus. Wir lebten dort in ein paar kleinen Räumen zu viert. Meine Großeltern, meine Mama und ich. Mein Opa baute am Loibl Tunnel, meine Oma und Mama arbeiteten am hiesigen Bauernhof. Auch ich kam unfreiwillig mit. Im Gegensatz zur Arbeit am Bahnhof Jahre später war das aber eine Mordsplagerei, das sag ich dir. Kaum eine Bezahlung, aber dafür unheimlich viel zu tun. Vom Tunnelbau hatte mein Opa einen sehr großen, schwarzen Stein mitgebracht. Eine Heizung hatte ich nicht in meinem Zimmer, deshalb wärmte er immer diesen Stein auf und schleppte ihn mir ins Bett, das war super, denn dieses Ding blieb stundenlang heiß! Von der Arbeit meiner Familienmitglieder hatten wir auch kaum was. Eigentlich gar nichts. Doch wo sie nur konnten, versuchten sie Geld zu verdienen. Zur Schule nach Viktring musste ich zu Fuß, wie auch Jahre später zur Arbeit am Bahnhof. Meine Oma war damals schon recht alt, also verdiente sie noch weniger als meine Mama. Während des Krieges war es noch schwieriger. Zuhause hatten wir ein paar Ziegen und Hühner, doch die mussten wir regelmäßig vor den Partisanen verstecken. Die kontrollierten nämlich die Gegend bis Kriegsende. Alle hatten wir Angst, auf der einen Seite vor den Partisanen, auf der anderen vor den Nazis. Es war nicht einfach. Die späteren Bombardements von Klagenfurt machten die Sache nicht gerade angenehmer, weißt du...

Nach Jahren des Essenversteckens und des Tieffliegerzuwinkens war der Krieg nun endlich vorüber. Die Engländer besetzten das Land. Verändert hatte sich nur, dass wir nicht mehr Angst um Leib und Leben haben mussten. Mein Cousin Andi und ich gingen oft die Hauptstraße, was sag ich, die einzige Straße im Dorf entlang, um Essen von den Briten zu erbetteln. Alle gaben sie uns etwas, meine Schürze war voll mit Weißbrot und so einer länglichen, gelben Frucht. Die warfen wir weg, keine von uns wusste damals schon, was eine Banane ist. Ein einziger Soldat aber gab uns nichts. Weigerte sich, denn wir hatten eh schon genug. Zumindest dachten wir, dass das der Grund ist, Englisch konnte keiner von uns. Plötzlich kam ein wütender Mann wie aus dem Nichts angerauscht, wahrscheinlich sein Vorgesetzter, und brüllte ihn dort so zusammen, dass wir von diesem Soldaten von da an immer am meisten bekamen.

„Die Geschichte verläuft mir bis jetzt viel zu glücklich, irgendwas muss doch passiert sein, sonst würdest du das ja nicht so aufbauen“. Skeptisch wie eh und je hinterfragt er meine Geschichte. Doch er hat Recht, jetzt kommt nämlich der Haken an der Sache.

Ende des Jahres fünfundvierzig waren die Briten noch immer da, sie waren noch eine ganze Weile da, um bei der Wahrheit zu bleiben. Ich war mit meiner Oma und meinem Opa im Haus, als wir draußen plötzlich einen lauten Kracher hörten. Und laute englische Schimpfwörter. Da fiel uns auf, dass die Mama nicht da war. Wir wollten nach draußen, doch Oma und ich blieben zurück, sie umarmte mich fest und ließ mich lange Zeit nicht los. Die offensichtlich betrunkenen Briten fuhren auf ihrem Gefährt weiter, und ließen meine tote Mama einfach zurück. Gemeinsam mit am Boden zerstörten Eltern und einem Mädchen, das die Welt nicht mehr verstand.

Nun hält sogar mein sonst so frecher Enkel etwas inne. Damit hat er wohl nicht gerechnet. Sichtlich betreten setzt er zu einer neuen Frage an. Diese Geschichte aber scheint ihm die Worte geraubt zu haben. Ein paar Minuten schauen wir einfach nur auf das frisch gemähte Gras, ohne ein Wort zu sagen. Sein Blick schweift noch eine Weile zwischen der Straße hinter uns und dem Haus vor uns hin und her. Da fragt er mich wieder was: „Wie war eigentlich deine Hochzeit?“

Ein gutes Jahr nach dem Staatsvertrag beschlossen dein Opa und ich endlich zu heiraten. 1956 war aber nicht nur für uns ein bewegtes Jahr. Die Ungarn kamen auf die Idee, sich endlich von den Fesseln des Sowjetkommunismus zu lösen und in die fabelhafte Hölle des westlichen Kapitalismus einzutauchen. Kurzum, eine Revolution. Doch musste das gerade jetzt sein? Mein Verlobter war nun Unteroffizier im Bundesheer und ich besuchte die Krankenschwesternschule, finanziell konnten wir uns gerade über Wasser halten, es war kein luxuriöses Leben, aber es war nicht schlecht. Auch erwarteten wir unser erstes Kind. Genau in dieser Zeit des aufstrebenden Glücks wurde dein Opa an die Grenze ins Burgenland abkommandiert. Also saß ich nun allein und schwanger zu Hause und machte mir große Sorgen. Was ist, wenn der Konflikt eskaliert? Wird er auch wohl wieder heimkommen? Was soll ich machen, wenn das nicht der Fall ist, soll ich unser Kind allein aufziehen, wie soll ich das denn schaffen? Hätten diese egoistischen Ungarn wenigstens zwei, drei Wochen gewartet, wären wir schon verheiratet. Aber so musste er ans andere Ende der Welt, um „unsere Grenze zu sichern“. Ja, es war nicht einfach für mich. Zum Glück schwappte der Konflikt nicht über unsere Grenze und mein „Bald-Mann“ blieb in Sicherheit. Es war auch meine allerletzte Sorge, wie die Revolution in Ungarn abgelaufen ist, falls man es überhaupt so nennen konnte. Denn es war in Wahrheit ein „Volksaufstand“, da siehst du, wo meine Prioritäten waren.

Ende Dezember war es nun endlich soweit. Bis über beide Ohren eigeschneit gaben wir uns in Keutschach zuerst am Standesamt und dann in der Kirche das Ja-Wort. Unser neugeborener Sohn war auch schon dabei, auch wenn er wegen der Kälte gut eingepackt nicht viel mitbekam. Es war eine wunderbare Hochzeit. Meine Oma war auch auf der Hochzeit, mein Opa konnte sie leider nicht mehr erleben. Es waren bestimmt gut halb hundert Leute in der Kirche. So glücklich wie an diesem Tag war ich schon lange nicht mehr.

„Hast du den Opa eigentlich aus Liebe geheiratet oder auch, weil eine unverheiratete Frau mit Kind damals als ‚unschicklich‘ galt?“ Was der mich alles fragt, dachte ich mir. „Es war keine Zweckehe, glaub mir. Wir liebten uns sehr, sonst wären wir wohl kaum immer zusammengeblieben, meinst du nicht? Sonst hätten wir nicht zusammen ein Haus gebaut und deine Mama bekommen.“ „Wie war dann eigentlich die Arbeit im Krankenhaus?“

Als ich nach guten drei Jahren Ausbildung die Schwesternschule abgeschlossen hatte, begann ich meine Arbeit im LKH. Die ersten paar Jahre verbrachte ich auf der Chirurgie, das war um ein Eck interessanter als dieser furchtbare Job am Bahnhof. Dein Opa war dort das einzige Gute. Aber auch auf der Chirurgie war es lange nicht so ereignisreich wie in der Psychiatrie. Dort arbeitete ich die nächsten guten vierzig Jahre. Ich muss sagen, ich habe diese Arbeit geliebt. Du musst wissen, vor dem Bahnhof hatte ich eine Myriade an Jobs. Fische einsetzen, Bäumchen pflanzen, Gabelbissen füllen, „Knechtschaft“ am Bauernhof und eine kurze Anstellung in einer Kleidungsfabrik. Ich habe immer extrem viel gearbeitet, um mir etwas zu schaffen. Ich wollte den anderen zeigen, was ich aus mir machen kann. Was ich schaffen kann. Und so tat ich es auch.

Auf der Psychiatrie fand ich auch endlich eine Arbeit, die ich fast so sehr liebte wie meinen Mann. Manchmal vielleicht sogar mehr, aber sag das nicht der Mama. Wir hatten Unmengen an Patienten, manche besser, manche fast nicht ansprechbar. Lange Zeit hatten wir noch keine Psychopharmaka zur Verfügung, was die Arbeit ungemein erschwerte. Von der „Schocktherapie“ hast du bestimmt schon gehört, oder? Nein? Was bringen sie euch heute in der Schule bei...? Es war eine Behandlungsmethode, die man heute als „barbarisch“ bezeichnen würde. Ein Patient bekam zum Beispiel einen starken Stromschlag oder wurde in eiskaltem Wasser gebadet. Es klingt schrecklich, ich weiß, aber es half. Viele Symptome wurden zwar nicht geheilt, aber für eine Weile stark gelindert. Genug davon. Wir hatten neben schwer kranken und auch gewalttätigen Patienten auch unheimlich skurrile Erkrankungen. Eine Frau zum Beispiel hielt sich für die Königin und alle Schwestern und Ärzte für ihre Diener. Alle spielten wir mit und ließen sie in dem Glauben. Dadurch verschlechterte sich ihr Zustand nie. Eine andere hatte die exakt selben Einbildungen, bezeichnete sich aber als „Kaiserin“. Eine Dame überlebte irgendwie die Krankenmorde der Nazis im Zweiten Weltkrieg und erzählte in ihren lichten Momenten davon. Unser Liebling war aber ein Amerikaner, der von seinen Kameraden zurückgelassen wurde. Als einziger dunkelhäutiger Mann weit und breit war er schon auf diese Weise auffallend. Doch der Krieg hat ihm schwer zugesetzt, er entwickelte einige Psychosen und wurde als „Irrer“ hier bei uns abgeladen. Schon lange bevor ich überhaupt drinnen anfing. Er ging, Gott weiß wie und Gott weiß wie lange, aus der amerikanischen Besatzungszone in Salzburg zu Fuß nach Klagenfurt und wurde dann in die Psychiatrie eingewiesen. Mit nach Amerika nahmen sie ihn nicht. Etwas an ihm war aber ganz besonders, er konnte singen wie ein Gott. Das tat er auch, wann er konnte, das heißt, wenn er bei Verstand war. Seine engelsgleiche Stimme hellte die Stimmung an diesem sonst so deprimierenden Ort gehörig auf. Er hatte mit seiner friedlichen Art auch einen guten Einfluss auf die anderen Patienten. Irgendwann erholte er sich aber wieder und verließ uns. Das war's mit der guten Stimmung. Keiner weiß, wohin er ging oder was er machte. Seine Abwesenheit fiel uns allen aber auf. Schade um ihn. Aber was soll man machen. Man kann nur sagen, dass das Leben kein Ponyhof ist.

Auf jeden Fall aber liebte ich meine Arbeit über alles. Rund um die Uhr arbeitete ich und arbeitete ich weiter. Unermüdlich spielten wir Schach in den Nachtschichten. (Später spielten wir auch Super Mario am Gameboy, aber das ist geheim.) Gemeinsam mit einem Arzt fuhren wir die ganzen Außenpflegen ab und sorgten für eine drastische Verbesserung der Zustände für die Patienten dort. Auch kam ich nicht ein einziges Mal zu spät. An meinem letzten Tag vor der Pension aber spielten mir meine Kolleginnen einen Streich. Sie versperren meinen Spind und klebten ihn auch noch zu. Ihre Mission scheiterte aber, ich war, so wie immer, pünktlich. Ja, ich liebte meine Arbeit. Doch jetzt war endlich Zeit für die Pension. Nach Jahrzehnten im Krankenhaus hatte ich nun endlich einmal Ruhe. Für ein paar Wochen genoss ich meine „Ferien“, doch dann erhielt mein Mann eine schlimme Diagnose. Parkinson. Es schien so, als würde mich Krankheit bis nach Hause verfolgen. Nun ja, das war's dann wohl mit der Ruhe und Entspannung. Die ersten paar Jahre erfüllten auch noch ihren Zweck. Doch mit der Zeit ging es ihm immer schlechter. Doch ihn ins Heim zu geben kam nicht in Frage. Wäre auch komisch, wenn eine alte und zugegebenermaßen sehr gute Krankenschwester nicht einmal in der Lage wäre, ihren kranken Mann selbst zu pflegen. Eine Schande wäre das. Also tat ich auch genau das. Nach einiger Zeit wurde er aber bettlägerig und konnte nicht einmal mehr die Zehen bewegen. Doch ich wich ihm keinen Zentimeter von der Seite. Tag und Nacht saß ich an seinem Bett, tauschte die Infusionen und deckte ihn ab und dann wieder zu. Ich weiß nicht, wie viel er davon wirklich mitbekam, doch in seinen Augen lag auch nach all den Jahren noch eine tiefe Liebe und Dankbarkeit. Immerhin hatte ich auch zwei Kinder, die mir halfen. Und wie sie das getan haben! Wäre ich komplett allein mit ihm gewesen, hätte ich ihn wohl in ein Heim geben müssen. Jahrelang pflegten wir ihn gemeinsam, wobei deine Mama wohl um ein Eck hilfreicher war als dein Onkel, das muss gesagt werden. Irgendwann verlor er den Kampf gegen die Krankheit. Mit ihm starb auch ein Teil von mir. Das Leben musste weitergehen, zum Glück habe ich so eine tolle Tochter und auch einen super Enkel. Wenn er doch nicht so frech und vorlaut wäre!

„Oma, wie hast du es denn geschafft, nicht völlig den Verstand zu verlieren? Wann hattest du denn jemals Zeit für dich?“ Über diese Frage musste ich doch etwas nachdenken. Nie hatte ich Zeit für mich. Immerzu lebte ich für die anderen. Ich musste ihnen allen ja beweisen, dass ich zu mehr imstande bin. Dass ich mehr erreichen kann. Doch das kann ich meinem Enkel ja jetzt schwer sagen, oder? „Neben all der Arbeit und Entbehrungen war Ruhe und Frieden nie eine ernsthafte Option, weißt du? Siehst du das Haus, unser Haus hinter dir? Das allein war es schon wert so zu leben, wie ich es tat und immer noch tue.“ „Ja wie war das eigentlich, warum wolltest du gerade hier etwas bauen?“

Als ich so an die zehn Jahre alt war, lebte ich ja in diesem Haus mit der grässlichen Farbe dort drüben. Bevor die Bäume so hoch wurden, sah man schön hierher. Auf dem Grund und Boden, auf dem wir gerade sitzen. Meine Freundinnen damals redeten immer davon, wen sie heiraten werden und dass ihr Mann ein tolles Haus haben wird und bla, bla, bla. Ich hab ihnen gerne und immer wieder gesagt, wie blöd sie doch sind. Ich werde mein eigenes Haus bauen, und zwar dort drüben. Dabei hab ich auf unseren heutigen Grund gedeutet. Klang damals aber mehr als weit hergeholt. Ja, als fast unmöglich. Ich war ja nur dieses Waisenkind, ohne irgendwas außer einem Traum. Gelacht haben sie, haben mich spüren lassen, wer ich bin und was ich war. Ich hab mir immer gedacht, denen werd ich's schon

noch zeigen. Irgendwann werd ich's denen schon zeigen. Während die sich Jahre später aufdonnerten, um auf Männerfang zu gehen, habe ich schon als Kind die Ärmel hochgekrempelt und hart gearbeitet. Was fragst du? So gut wie alles, was damals möglich war. Sogar Milch trug ich von Haus zu Haus. Ja, es war wirklich nicht leicht. Meine Freundinnen auf Männerjagd hatten auch nur wenig Erfolg. Ich wusste auch genau, welchen Erfolg sie hatten. Die ärmsten und verzweifeltsten Männer hatten auch damals schon Ansprüche. Es klingt gemein, aber besser haben sie's nicht verdient. Sich nur auf die faule Haut zu legen, bringt rein gar nichts. Sie sind wohl das beste Beispiel. Ich muss leider auch zugeben, dass ich deinen Opa auch erst kennenlernte, bevor ich ein Haus hatte. Zum Glück war mein Grundstück noch frei. Das blieb es auch die nächsten zwanzig Jahre. Um die Zeit, in der deine Mama auf die Welt kam, lebten wir in einer kleinen Wohnung in der Stadt. Wir legten jeden Groschen zur Seite und sparten, um uns endlich den Grund kaufen und ein Haus bauen zu können, ohne Schulden aufnehmen zu müssen. Neben seiner Arbeit beim Heer hat dein Opa auch noch Trompete gespielt. Ach, was sag ich, gespielt, er hat es gelebt. Er hat gespielt wie ein junger Gott, war bestimmt der beste Trompeter, den ich jemals gehört habe, und das wussten auch die anderen. Auf jedem Ball, auf jedem Fest. Überall spielte er sich die Seele aus dem Leib. Als erster Trompeter im Stadttheater und bei der Militärmusik konnte er auch einiges auf die Seite schaffen. Man kennt ihn sogar heute noch beim Heer! Ehrlich gesagt, das hatten wir dann auch nötig, denn beim Hausbau wurde es endlich ernst. Es war dann auch endlich soweit, der Grund war noch immer leer und deine Mama kam im Juli auf die Welt. Dein Onkel sagte immer, das wäre perfektes Timing gewesen, denn niemand hat sich sein Zeugnis angeschaut. Damit könnte er sogar recht gehabt haben. Denn sein Zeugnis sah sich, zum Glück, niemand an. Das nächste Jahr gaben wir jeden Schilling, den wir hatten, aus, um das Haus unserer Träume auf dem Grund unserer Träume zu bauen. Das taten wir auch. Doch wer kam dann? Wie aus dem Nichts kam die Kirchensteuerstellenfrau angerauscht und beschwerte sich, dass wir diese nutzlose Abgabe nicht bezahlt hätten. Da wir ja beide in der Kirche Mitglieder waren und recht gut verdienten, war diese gottverdammte Rechnung auch ziemlich hoch. Wir baten sie, so nett wir in Anbetracht der Situation nur konnten, uns einen Aufschub zu gewähren. Ihre Antwort habe ich bis heute nicht vergessen, da sagt diese Frau doch tatsächlich: „Wenn sie sich einen Grund kaufen können, dann können sie auch Kirchensteuer zahlen!!“ Das war genug. Wozu war die Kirche denn da, wenn nicht, um zu unterstützen. Am nächsten Tag traten wir beide aus diesem geldgierigen Verein aus, weil glauben kann man auch, ohne ein Vermögen zahlen zu müssen. Doch diesen einen Beitrag zahlten wir noch. Einfach aus Prinzip, damit man uns nichts nachsagen konnte.

Als das Haus dann endlich Gestalt annahm und deine Mama die ersten Worte plapperte, kam dein Opa auf einmal mit einem kleinen Baum daher. Hatten wir denn keine bessere Verwendung für das Geld, fragte ich ihn. Das war doch wirklich nicht nötig. Doch er hat ihm so gefallen, dass ich nicht nein sagen konnte. Es ist der Ahornbaum, an den wir uns jetzt gerade lehnen. Er hat ihn sogar mit Gewichten behängt, damit er gleichmäßig wuchs. Du siehst eh, wie toll das funktioniert hat. Unser Baum ist mit Abstand der schönste weit und breit. Als deine Mama schon laufen konnte, kam mein Mann auf einmal mit einem kleinen Fuchs daher. Ja, ich weiß genau, wie absurd das klingt, doch er passte genau in seine Manteltasche, den hat er wohl auf irgendeinem Militärball weiß Gott woher genommen.

Also hatten wir jetzt (aus irgendeinem Grund) einen kleinen Fuchs, ein Baby und einen wunderschönen, heranwachsenden Baum. Toll. Eine Familie, wie es im Buche steht. In einem sehr seltsamen Nischenroman, der in einer sehr seltsamen Nischenbibliothek ganz hinten steht. Der Fuchs und deine Mama verstanden sich aber so gut, dass er von jetzt an ihr Gefährte wurde. Andere Leute hatten einen Hund, wir einen Fuchs. Fantastisch. Aber wir waren glücklich. Immerhin hatte ich endlich ein Haus, einen Beruf, den ich liebte, zwei wunderbare Kinder und einen großartigen Mann. Den Fuchs nicht zu vergessen.

„So hatte ich endlich den anderen gezeigt, was ich konnte. Ich habe meine großen Träume erfüllt, doch Ruhe hatte ich nie. Mein ganzes Leben war durchzogen von Arbeit, doch das war es wert? Wenn ich noch einmal von vorne anfangen müsste, dann würde ich es wieder genauso machen. Als dein Opa vor ein paar Jahren starb, starb zwar ein Teil von mir mit. Doch im Haus, am Grund und in unserem wunderschönen Ahornbaum wird er immer weiterleben. Wenn ich einmal nicht mehr bin, werden wir durch dich und durch meine Urenkel weiterleben. Heute blicke ich zurück und bin zufrieden. Ich bin glücklich. Ich wünschte, dein Opa wäre hier bei uns und könnte dir dieselbe Geschichte noch einmal erzählen.“

Das bringt meinen Enkel zum Schweigen. Sichtlich drückt er eine Träne weg und umarmt mich wortlos.

#### Autoreninformation

Mein Name ist Maximilian Buchwald und ich werde im Dezember siebzehn Jahre alt. Eine beschönigte Variante um zu sagen, dass ich sechzehn bin. Ich wohne mit meiner Oma und meiner Mama im aufregenden Keutschach, besuche aber das Europagymnasium in Klagenfurt. Zum jetzigen Zeitpunkt hänge ich wegen der Sommerferien zwischen sechster und siebter Klasse.

In meiner Freizeit spiele ich gerne Klavier und versuche (mit mehr oder weniger Erfolg) unsere Schülerzeitung zu leiten. Das Erlernen von Fremdsprachen macht mir auch großen Spaß.

Mit meinem Beitrag habe ich versucht, das Wesen meiner Oma und den Geist der beschriebenen Zeiten einzufangen.